



Leseprobe

Jacek Dehnel

Saturn. Schwarze Bilder der Familie Goya

Roman

Übersetzt aus dem Polnischen von Renate Schmidgall

ISBN (Buch): 978-3-446-24328-6

ISBN (E-Book): 978-3-446-24429-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24328-6>

sowie im Buchhandel.

Javier spricht

Ich bin in der Straße der Enttäuschung zur Welt gekommen. Erst als ich acht oder neun war, hörte ich, in der Speisekammer versteckt, wie unsere Köchin dem Scherenschleifer erzählte, woher dieser Name stammte: Vor langer Zeit jagten vier gutaussehende *Majos* ein hübsches Mädchen und liefen durch unsere Straße, genau hier, auf der Höhe unseres Hauses, das damals noch gar nicht stand, an den Schaufenstern des Parfümladens mit den goldenen Anhängern vorbei, der damals noch nicht existierte, in dem noch nicht der alte Don Feliciano residierte, denn selbst er war damals noch nicht auf der Welt; und dieses Mädchen rannte, oje, und wie es rannte, und diese *Majos* jagten es, oh, wie sie es jagten – bis sie es erwischten; und sie waren so leidenschaftlich, dass sie ihm die Kleider herunterzertrten, sie rissen die Mantille weg, das Tuch, mit dem das Mädchen sein Gesicht bedeckte – und standen wie angewurzelt. Denn unter dem Atlas und dem Damast kam ein stinkender Körper zum Vorschein, ein mit trockener Haut beklebter Totenschädel, der die gelben Zähne bleckte. Die Männer stoben nach allen Seiten, der Körper zerfiel augenblicklich zu Staub, samt all den Bändern und Rüschen, und die Straße nannte man seitdem die Straße der Enttäuschung. Das erzählte die Köchin und stemmte – ich sah es durch das Schlüsselloch der Speisekammer – die Hände in die

Seiten, kräftig und rotbackig war sie, das Gesicht von den Funkenbündeln erhellt, und der Scherenschleifer, der die Geschichte nicht kannte, weil er außerhalb von Madrid wohnte, legte nacheinander die Messer und Scheren an den rotierenden Stein und nickte und brummte zwischen einem Knirschen des Eisens und dem nächsten. Aber mein Vater – davon bin ich überzeugt, auch wenn er es nie direkt gesagt hat, auch wenn er es nicht mit all den anderen Beschimpfungen ausgespuckt hat, mit denen er mich überhäufte –, mein Vater war immer der Meinung, die Straße heiße so, weil ich, Javier, in einem Haus dieser Straße zur Welt gekommen bin, im Alkoven im Obergeschoss, in der Wohnung des Porträtmalers und Vizedirektors der Königlichen Teppichmanufaktur Santa Bárbara und bald darauf des königlichen Hofmalers Francisco Goya y Lucientes.

Francisco spricht

Als Javier auf die Welt kam, noch in der Calle del Desengaño, lebten die älteren Kinder nicht mehr; weder der Erstgeborene, Antonio, noch Eusebio, noch der kleine Vincente, noch Francisco, noch Hermengilda; María de Pilar half nicht einmal ihr Name, mit dem wir sie der Obhut Unserer Lieben Frau von Saragossa anvertraut hatten. Ich habe es Javier nie gesagt – denn ich bemühte mich damals, die Kinder nicht zu verhätscheln, meinen Sohn zu einem richtigen Mann zu erziehen, nicht so wie jetzt, wo mein Herz weich geworden ist und ich ein alter, sentimentaler Stinkstiefel bin, außerdem stocktaub, was den Kinderlärm erträglicher macht –, also: Ich habe es Javier nie gesagt, aber als La Pepa ihn geboren hatte und erschöpft im Bett lag, als schwarze Haarsträhnen an ihrer

feuchten Stirn klebten, auf der wie ein großer Fleck aus Bleiweiß das durchs Fenster einfallende Licht lag, da lief ich in die Stadt und schrie allen Bekannten und Unbekannten entgegen, dass es in Madrid keinen schöneren Anblick gibt als diesen Jungen.

Danach versuchten wir es weiter, weil wir damit rechneten, dass auch er uns nicht lange erhalten bleiben würde. Meine Gattin Josefa Bayeu oder einfach La Pepa, Gott hab sie selig, verbrachte, wenn sie sich nicht gerade herausputzte, die Zeit im Bett – entweder als Wöchnerin oder, wenn sie eine Fehlgeburt hatte, mit immer neuen Blutungen, genau wie Königin Maria Luisa, ein totes Kind nach dem anderen. Ich habe sogar einmal zu zählen versucht, ich kam auf ungefähr zwanzig. Aber leider überlebte nur Javier. Leider nur und leider Javier.

II

Die Alten

Das Alter ist abscheulich. Sein Geruch, seine Struktur. Tiefende Augen, entzündete Bindehaut, ausgedünnte Wimpern und Brauen, schlaff herabhängendes Fleisch, Flechten. Seine Gier beim Ausschlecken der Reste, seine Gefräßigkeit, das laute Schmatzen, wenn es sich auf die Schüssel stürzt.

Man sagt, es sei schön, zu zweit zu altern. Ist es schöner, in Gesellschaft wurmstichig und rüdig zu werden als allein? Von allen Versammlungen der Welt ist die schlimmste der Sabbat der Alten, zu dem die Jungen, statt leichtfüßig herbeizueilen, mit Masken faltiger Haut auf den glatten Gesichtern angeschlurft kommen.

Das Auge, nicht weniger schwach als der restliche Körper, sieht nur die stärksten Kontraste: einen Lichtfleck auf der Nasenspitze dicht über dem dunklen Strich des zahnlosen Mundes. Schwarze Schatten unter den überhängenden Brauen und ringsum die hellen Kreise der Wangen und der Stirn. Das Blitzen des silbernen Löffels über der Vertiefung des Tellers, das Schmatzen, die abgemagerten Finger, die aus dem Dunkel des weiten Ärmels ragen. Und die schwarzen, von den Gelüsten vergrößerten Pupillen, umgeben vom Weiß der aufgerissenen Augen. Sich mit Leben vollfressen, bevor es aus ist.

Ach, mit welchem Abscheu betrachten wir unsere Eltern,

wenn sie sich in kahle, unersättliche Bestien verwandeln, in kaputte Mechanismen, tropfende Gefäße.

Ach, mit welchem Unverständnis betrachten wir unsere Kinder, wenn sie in uns kahle, unersättliche Bestien sehen, kaputte Mechanismen, tropfende Gefäße. Im tiefsten Innern sind wir immer noch der ehrgeizige Junge, der mit nur einem Bündel in die große Stadt fährt; das junge hübsche Mädchen, das sich sagt: »Ach, Leben, wir werden ja sehen, wer hier wen ...«



III

Javier spricht

Gut geht es ihm dort, in Frankreich. Sie erzählen mir alles hier. Da hockt er, der Witwer, fern vom Grab seiner Frau, der Eigenbrötler, der zufriedene, alte Fuchs, der fette Dachs, der grau gewordene Auerhahn, und malt irgendwelchen Klein-kram, irgendwelchen Firlefanz, kritzelt Miniaturen auf Elfenbein; Leocadia macht ihm Essen, sorgt sich, schneidet Äpfel in Stücke, persönlich, denn vom Dienstmädchen schmeckt es ihm nicht, und danach gibt sie sich dem nächsten Besten hin, wie's gerade kommt – an Gelegenheiten fehlt es ja nicht in Bordeaux, in letzter Zeit ist sie angeblich mit einem Deutschen zusammen, der keine Ahnung hat, dass sie nicht so *weiß* ist, wie es scheinen mag. Rosario, Verzeihung, das *Marienkäferchen*, er nennt sie nur »mein Marienkäferchen«, sitzt neben ihm, und »sie malen zusammen«. Er wirft mit einer Handbewegung etwas hin, im Übrigen nicht immer Bilder, die für Mädchen in ihrem Alter geeignet sind, auch wenn sie die Tochter eines Flittchens ist und schon so manches gesehen hat, und sie versucht es ungeschickt nachzumachen. Ein einziges Gekrakel. Krumme Linien dort, wo gerade Linien hingehören, gerade dort, wo krumme sein müssten, und vor allem langweilige Linien, langweilig, einförmig, ohne jede Anmut. Dann nimmt der Alte das nächste Blatt – ich sehe es, ich sehe es förmlich –, brummt in seinen Bart, wie er immer gebrummt

hat, jedenfalls seit er taub ist, und macht mit einer Bewegung aus einem Blatt Papier einen Geldschein: eine Hexe mit Springseil, einen gehörnten alten Bock mit einer jungen Frau (ob es ihm gar nicht in den Sinn kommt, dass er sich selbst porträtiert?), einen Verurteilten, von der Garrotte erdrosselt, kurzum: eine ideale Zeichnung, für die ich sofort mehrere Käufer hätte. Und er gibt sie dieser Göre. Die blinzelt, zappelt auf dem Stuhl herum, lächelt ihm zu, streckt die kleine Schlangenzunge heraus, die sie sicher von ihrer Mutter geerbt hat, und »malt die Schatten aus«, das heißt, sie bedeckt mit ihren stumpfen Strichen die Falten der Kleider, Teile des Hintergrunds, einen Haarschopf, und der Alte sagt »heller«, »dunkler«, »heller«. Und so arbeiten sie fröhlich, in bestem Einvernehmen, und verwandeln den Geldschein in ein Gekritzel, das man höchstens noch als Tabaktütchen benutzen kann.

Francisco spricht

Es geht mir gut hier in Frankreich, obwohl es mir schlechtgeht im Alter. Wenn die Sonne stark ist – wenn auch nicht so stark wie in Madrid –, dann sehe ich besser und kann malen. Für große Bilder habe ich nicht mehr die Kraft, ich kann ja kaum noch gehen; ein junger Mann ist hier, aus Spanien geflohen, de Brugada; er verbringt viel Zeit mit uns, macht mit mir Spaziergänge, er hat sogar gelernt, mit mir zu reden – nicht so wie früher, als wir auf Zettel schrieben, die ich jetzt schlecht lesen kann, sondern mit den Fingern, nach der Methode von Bonet. Vorgestern habe ich ihn dafür gescholten, denn er fuchtelt mit den Händen herum, als wollte er allen ringsum zeigen, dass der alte Goya nicht nur kaum einen Fuß vor den anderen setzen kann, sondern auch noch taub ist,

taub wie ein Stock, taub wie ein Stein, wie ein Pinsel, eine Klinke, wie ein Knäuel alter Lumpen, die von schwarzer Magie bewegt werden. Wahrscheinlich stinke ich nach Pisse, weil meine Blase krank ist, aber ich selbst merke es gar nicht, die Nase ist nicht mehr, was sie mal war, die konnte ja durchs Fenster eine saftige Muschi draußen auf der Straße riechen ... Ich sehe nur, wie andere das Gesicht verziehen, wenn ich ihnen zu nahe komme, aber weil sie mich nicht verletzen wollen, verbergen sie die Grimassen, was noch erniedrigender ist. Ich trage drei Brillen. Drei Brillen auf einem Zinken. Allzu groß ist er ja nicht. Die Augen lassen mich im Stich, die Hand auch. An allem fehlt es mir – nur nicht an Willen.

Eine Zeitlang habe ich mich mit Lithographien beschäftigt, habe Stiere aus dem Gedächtnis gezeichnet ... Brugada half mir, stellte einen Stein auf die Staffelei, machte ihn fest, und schon war ich am Kritzeln, kratzte mit dem Rasiermesser, in der anderen Hand eine große Lupe, denn ohne sie sah ich fast nichts – aber zweimal ist der Stein von der Staffelei gefallen, einmal zerquetschte er mir fast den Fuß, zerkratzte mir mit dem Rand sogar die Schuhspitze, das zweite Mal krachte er auf die Erde, als die kleine Rosario nur ein paar Schritte weiter stand. Natürlich war die ganze Arbeit für die Katz. Und das zweite Mal hatte ich eine wunderschöne Szene, fast fertig. Inzwischen lasse ich das. Für große Gemälde habe ich erst recht keine Kraft, aber mein Marienkäferchen ist schon groß genug zum Malen, und ich denke daran, sie zum Unterricht nach Paris zu schicken, habe sogar schon ein paar Briefe geschrieben, vielleicht kann Ferrer sie bei Martín unterbringen, er soll ganz gut sein. Bei ihr ist es nicht schade ums Geld. Immerhin ist sie jemand, den es auszubilden lohnt, nicht wie Javier, diese Flasche, der sich zu nichts aufraffen kann; der liegt nur da wie eine Pflaume, wie ein Stück fettes Fleisch in der

Pfanne schmort er im eigenen Saft, hat keine Lust, zu mir zu kommen, seinen dicken Hintern über die Pyrenäen zu schaffen, und ich als alter Mann muss hin- und herfahren wie ein Jungspund, sonst sehe ich meinen hübschen Marianito gar nicht mehr. Als könnte er nicht für eine Weile seine Geschäfte lassen, was sind das schon für Geschäfte, die er hat, und zu seinem alten Vater fahren, der mit einem Fuß im Grab steht. Aber mein Marienkäferchen ist da, für mein Marienkäferchen ist die Zeit nicht zu schade, ich habe ihre Zeichnungen sogar schon in Madrid gezeigt, alle Professoren der Akademie waren entzückt und sagten, sie sei ein kleiner weiblicher Raffael, ein kleiner Mengs im Atlaskleidchen. Mengs ist ein Stümper gegen sie. Ein solches Talent hat die Welt noch nicht gesehen. Wir setzen uns zusammen, ich zeichne ihr etwas auf einem Stück Papier, und sie kopiert es aufmerksam, und mit wieviel Fleiß und Geschick, was für einen schönen Strich sie hat! Noch nicht ganz ausgereift natürlich, aber man spürt das Genie. Goya spürt das Genie. Sie zeichnet, und Leocadia werkelt im Haus herum oder geht in die Stadt, schließlich will eine Frau etwas vom Leben haben, und wir sind in Frankreich, nicht in Spanien, ich werde sie ja nicht in der Wohnung einsperren. Rosario zeichnet, und ich hole aus der Schublade ein Blättchen Elfenbein, Farbe, dünne Pinsel, schaue durch das Vergrößerungsglas und trage zuerst den dunklen Untergrund auf, mit Ruß, den ich aus der Lampe nehme, und dann gieße ich ein paar Tropfen Wasser darauf. Was für Welten, wie viele Gestalten sich da drängen, welche Geister, welche Begierden – Krüppel, Gefangene, dickbäuchige Zwerge, alte Hexen; ich schaue durch meine Lupe und komme aus dem Staunen nicht heraus, wieviel auf so einer kleinen Platte geschehen kann, wenn das Wasser den Ruß auflöst. Und dann, ratz-fatz, mache ich mich ans Malen. Wenn es nichts wird,

und es wird immer häufiger nichts, kratze ich es ohne Bedauern wieder ab, denn ich weiß, das Wasser löst das Schwarz auf, ganz im Einklang mit dem Strom meiner Gedanken, und wird gleich etwas noch Besseres zeitigen. Etwas noch Schmerzhafteres.

Mit Javier saß ich auch so da wie mit meinem Marienkäferchen – ich dachte mir, wenn mein Papa, ein einfacher Vergolder, einen Maler wie mich gezeugt hat, was wird dann erst mein Sohn vollbringen! Das dachte ich von ihnen allen, der Reihe nach: von Antonio, von Eusebio, von Vincente und Francisco, und alle starben sie, kaum einer lebte lange genug, um einen Bleistift halten zu können, geschweige denn, die Welt mit seinem Talent in Erstaunen zu versetzen; auch mit Javier hing es manchmal an einem Haar, mit knapper Not ist er davongekommen – wie damals, als er die Pocken hatte und ich ihn die ganze Nacht auf dem Arm trug, statt etwas zu malen oder ein Weibsbild zu bumsen, und er, glühend heiß und müde vom Weinen, oft für eine Weile einschlieft und dann wieder aufwachte. Als ich das dem König erzählte, war er so gerührt, dass er meine Hand nahm und sie lange schüttelte, und dann begann er, Geige zu spielen, was wohl bedeutete, dass der Tattergreis Mitgefühl hatte. Und weil, anders als bei den Auftritten am Hof, kein zweiter Geiger hinter dem Vorhang stand, für schwierige Passagen, und ich noch nicht taub war, habe ich einiges mitgemacht ... Nun ja, jeder zeigt sein Mitgefühl auf seine Art, so gut er eben kann – ich zeigte mit meinen Meisterwerken dem lebendigen, blutenden Spanien mein Mitgefühl, der König zeigte es einem kranken Kind und seinem Vater mit seinem Gefiedel. Besser als nichts. Aber nicht nur damals stand es schlecht; während Javiers ganzer Kindheit war ich bemüht, mich nicht an ihn zu gewöhnen; ich

fürchtete, er könnte enden wie seine Vorgänger oder die späteren Fehlgeburten von La Pepa: blutige Fetzen, Schmutz auf dem Laken, Abscheulichkeiten, die ich, wie viele andere, lieber nie gesehen hätte, und die mir ständig vor Augen stehen – nachts, im Schlaf, im Wachen; wenn ich einen Tropfen Wasser betrachte, der das Schwarz auf dem Elfenbeinplättchen auflöst, sehe ich nicht nur die Leichen der an den Mauern Erschossenen, nicht nur von französischen Soldaten vergewaltigte Nonnen, sondern auch diese Scheußlichkeiten, die aus La Pepa herauskamen: Krüppel, Homunkuli, die in einer Hand Platz gehabt hätten; einen mit verwachsenem Kopf, einen anderen ohne Beine, entsetzlich, entsetzlich.

Aber einer hat überlebt, und mit dem saß ich da wie jetzt mit Rosario – ach, es waren die schönsten Momente, wenn ich sah, wie er im Begriff war, eine getreue Kopie seines Vaters zu werden, ja mehr noch, dessen, das heißt, *mein* Meisterwerk; wie er Pinsel, Spachteln, verschiedene Drähte und Bürsten aus dem Kästchen nahm, wie er verschiedene Pigmente betrachtete und fragte, woraus man sie macht ... Aber es steckte kein Genius in ihm; ich spürte es fast von Beginn an, aber ich machte mir vor, dass noch etwas aus ihm werden wird – von wegen. Was das Schwätzen betraf, das Quatschen über Pigmente, Farben, da war er der erste; aber wenn es an die Leinwand ging, ans Papier, da zierte er sich, da wurde er plötzlich ganz schüchtern, sagte, er geniert sich, er kann das nicht und so weiter; manchmal hatte ich das Gefühl, das tut er extra, zum Trotz, und ich machte ihn zur Schnecke, knallte ihm ordentlich eine, wie man das mit Jungen so macht, und danach war es noch schlimmer. Dann wollte er gar nicht mehr mit mir malen, er wollte nicht ins Atelier kommen und wurde immer träger und mürrischer. Ich weiß nicht, von wem er das hatte, bestimmt nicht von mir. Wahrscheinlich von seiner Mutter.

Ja, sie war wirklich eine mürrische, wenn auch arbeitsame Frau. Sie wusste nicht viel, also sprach sie auch nicht viel, und das ist gut so. Nur sich herausputzen, das tat sie gern. Aber tun sie das nicht alle?